

Textauszüge: Erster Tag, Mitte Kapitel V S. 1

Dritter Tag, Kapitel XIX S. 3

V

Clemens sorgt sich um die Bausubstanz – Clemens sichtet die Bücher im Sideboard – Clemens reflektiert über seinen Wunsch nach einer irreversiblen Amnesie – Clemens erinnert sich an ein Versäumnis in Jugendtagen – Thomas Manns indische Novelle – Clemens trifft auf den Handlungsreisenden Karl Umschlag – Clemens bestellt bei der Wirtin einen Hecht nach Art des Hauses – Das volle Kondom – Der Rekrut mit dem Glasauge – Das Auge ißt mit – Clemens flieht ins Freie

Manchmal wünschte er sich eine totale und irreversible Amnesie. Er würde eines Morgens aufwachen und nicht wissen, wer er war, wo er hingehörte und was ihm passiert war, daß er nicht wüßte, wer er war und wo er hingehörte. Er wäre Niemand. Oder er wäre ein Kasper Hauser, gelangweilte Fürstinnen würden ihn zum Apportieren adoptieren wollen, er wäre ein Fall für die gelbe Presse, Neues vom Findling. So etwas wird heutzutage medizinisch und sozial betreut, keine Sorge, man würde ihm zu essen und zu trinken geben, Kleidung, eine Wohnung und eine Arbeit, irgendwo, sicher etwas simples, etwas wie das, was er jetzt machte, nach dem Studium der Literatur, der Philosophie (Ach!) und auch der Soziologie (... auch irgendwie Ach! ...), im Lager des Spirituosengroßhandels. Die Polizei käme natürlich und würde ihn mit tausenderlei Fragen behelligen, die er sämtlich guten Gewissens mit Je ne sais pas (kam er aus Frankreich?) beantworten könnte. Clemens fragte sich, ob ihm eine Vita fehlen würde, wenn er keine hätte. Wahrscheinlich ja, weil jeder ihn dafür bedauern würde, daß er keine hätte. Er müßte den Gedanken, daß es für ihn besser sei, keine Vita zu haben, über die Amnesie hinüberretten, als einzigen Gedanken, als blinden Fleck in seiner neuen klaren Nullexistenz, und dann nur so tun, als ob ihm eine Vita fehlen würde. Dann fragte er sich, ob er wissen würde, was er zu tun habe, wenn er eine Frau kennenlernen würde. Könnte er seinem Fleisch noch vertrauen? Er müßte eine Frau kennenlernen, die seine Amnesie amüsieren würde und die einen Reiz darin sähe, ihn in die Kunst der Liebe einzuführen (Liebe ist natürlich kein Funktionssystem, sondern ein symbolisch generalisiertes Kommunikationsmedium.), eine mit allen Wassern gewaschene Frau, wie ... und seine Gedanken schweiften kurz in die Vergangenheit ... man müßte doch

noch die ein oder andere Erinnerung hinüberretten, vielleicht oder wenigstens anonym oder generalisiert. Würde er noch lesen können? Aber das wäre nicht so wichtig, es gäbe ja nichts mehr, das er mit den Büchern bannen müßte, wie jetzt, das hätte er ja vergessen oder besser: irreversibel verloren. Er würde dann vielleicht sogar eine Familie gründen, ex nihilo sozusagen, und Kinder zeugen, wo er jetzt auf Teufel komm raus nicht daran dachte. Er würde nach der Arbeit nach Hause kommen und mit den Kindern spielen, zufrieden sein, seine Frau treu und ergeben lieben, mit den Nachbarn grillen, sich für Fußball interessieren, einmal im Jahr in Urlaub fahren und die Raten für das Haus pünktlich bezahlen. Man würde ihm nach einer Weile nahelegen, den Führerschein zu machen und sich einen Mittelklassewagen anzuschaffen. Er würde immer in einfachen und klaren Sätzen sprechen, so wie man es ihm beigebracht hätte.

Oder funktionierte sein Hirn trotz der Amnesie so, daß er nach einer Weile wieder der alte asoziale, einsame, komplexe, nuschelnde, getriebene und gehetzte Clemens wäre? Im achtzehnten Jahrhundert hatten sie mit solchen Sachen experimentiert, schrecklich für die Probanden. Darüber, über diesen Gedanken, fiel ihm ein anderes Szenario ein, ein Szenario, dessen Realisation allerdings an grundlegende Paradoxien rührte, ja, das von den technischen Möglichkeiten her überhaupt nicht realisierbar war und deshalb bisher nur in literarischer oder filmischer Fiktion seine Artikulation gefunden hatte, aber da relativ früh, was auf ein grundlegendes Bedürfnis in der Hinsicht schließen ließ. Es war das Szenario einer Korrektur der Vergangenheit qua Zeitreise. Clemens fragte sich, bis wohin (oder mußte man nicht sagen: bis wann?) er zurückreisen würde. Er hatte eine Szene vor Augen, er mußte damals wohl so um die zehn oder elf Jahre alt gewesen sein, als er mit der gleichaltrigen Tochter von Bekannten seiner Eltern allein in seinem Zimmer auf dem Bett herumgetollt hatte und ihr dabei mit der Hand unter den Pullover gefahren war, um diese weiche und warme Haut zu fühlen. Sie hatte gemeint, was er da mache, er solle das sofort sein lassen, was er dann auch tat, der Idiot. Clemens hatte dieses Hautempfinden nie vergessen und zeitlebens das Gefühl gehabt, damals entweder eine Koketterie falsch interpretiert oder die Möglichkeit, einer Unschuld etwas schön Sündiges zu zeigen, nicht genutzt zu haben. Er konnte sich die Wollust, die er damals empfunden hatte, schier vergegenwärtigen ... Ein erfahrener und verdorbener alter Sack, der man jetzt war, in dem Körper eines Knaben müßte man sein ... Naja, müßig das ganze Überlegen um Neuanfang oder zweite Chance, aber das gab keine Ruhe ...

XIX

Der Schiffskoch lebt – Was dem Schiffskoch Wolfram Gans seit dem Untergang der MS Helena widerfahren war – Wolfram verläßt in Panik das Schiff – Wolfram wird an die Küste gespült und dabei ramponiert – Wolfram erwacht aus seiner Ohnmacht in einer Hütte, wo ihn eine Frau und ein alter Mann, abgeschnitten von der Welt, aufpäppeln – Der alte Mann stirbt – Wolfram vögelt die Frau – Wolfram beerdigt den Alten

Der Schiffskoch konnte Karl, dem er später in der Fischhütte von dessen Alten seine Geschichte erzählte, auch nichts genaueres sagen, denn er wurde von den Ereignissen nachmittags in der Kombüse, die man sich besser als eine Großküche vorstellt, überrascht, mitten in den Vorbereitungen zum Abendessen oder Captain's Diner, gescheucht von seinem cholерischen Chefkoch und gescheucht auch von dessen Bruder, gleichfalls weisungsbefugter Koch, dem, nebenbei bemerkt, die Frau abgehauen war, nach Paris, und der deswegen besonders grätzig war, doppelt gescheucht also am Verziergemüse schnitzend, als die Alarmsirene ertönte und etwas in ihm, dem Schiffskoch, womöglich sein Instinkt, ihm also sagte, dies sei keine Übung. So etwas war ihm noch nie in seinem Leben widerfahren. Er ließ sofort sein Messer fallen, schnappte sich eine der an der Wand zum Vorratsraum für solche Fälle bereithängenden Rettungswesten, legte sie mit ein paar Handgriffen an, öffnete das Kombüsenbullauge, welches sich nicht allzu hoch über der Wasserlinie befand, und ging beziehungsweise sprang über Bord, ehe der diesbezügliche Befehl für alle Mann, was auch Frauen und Kinder mit einbezog, ausgegeben wurde (...)

Das kalte Wasser raubte Wolfram den Atem, er schaffte es gerade noch, den Griff zu ziehen, der das automatische Aufpumpen der Rettungsweste auslöste, dann wurde ihm schwarz vor Augen und er versuchte, im Kielwasser der MS Helena schaukelnd, die leicht nach Steuerbord geneigt von ihm wegschlingerte, nicht allzuviel Wasser zu schlucken. Es war weiß Gott keine kommode Lage, in der er sich befand, seine Gliedmaßen wurden im kalten Wasser taub, er war der Verzweiflung nah, verfluchte sein übereiltes Vonbordgehen und bat seinen Schöpfer, ihn doch diesmal noch zu retten, dann brauche er es auch nie wieder zu tun. Dabei hatte er Glück im Unglück, was er aber da noch nicht wußte, denn er befand sich bloß wenige Meilen von der Küste entfernt und die Strömung war ihm günstig, denn es war Flut, was hier zwar nicht so

viel ausmachte, aber genug. Als er nach einigen Stunden bereits sein letztes Stündlein kommen sah, bemerkte er am Horizont eine graue Stelle, die sich im Gegensatz zu dem mäßig aufgewühlten grauen Wasser nicht bewegte. Das war Land und er bewegte sich mit der Strömung darauf zu. Diese Aussicht gab ihm neuen Mut, er versuchte zu schwimmen oder zumindest seine Glieder zu bewegen, um sie wieder tauglich zu machen. Wie der Schwimmer einer Angelrute oder eine Boje, die sich losgerissen hat, dümpelte er in seiner leuchtfarbenen gelben Rettungsweste mit den Wellen auf und ab der Küste zu. Nach einer halben Stunde war er ihr so nah, daß er erkennen konnte, daß es eine ziemlich felsige Küste war. Er dachte sich, lieber mit ein paar zerschlagenen Knochen im Trocknen, denn die Knochen konnte man wieder richten, als elendiglich im Wasser zu erfrieren oder zu ersaufen. Wolfram streckte seine Beine so weit es ging, um rechtzeitig zu merken, wenn er festen Boden unter den Füßen hatte. Aber Wind und Wellen nahmen zu und eh er sich versah, war er an einen Felsen, der etwa zwanzig Meter vor der Küste aus dem Meer ragte, geklatscht. Er fühlte einen stechenden Schmerz an Kopf und linker Schulter und Blut rann ihm in die Augen. Den hatte er hinter sich und er lebte noch, aber da kam bereits der nächste. Bei diesem Aufprall erwischte es seine Knie, beide zugleich, und die Rettungsweste ging zuschanden. Er schrie und heulte und fluchte, hatte aber nun Boden unter den Füßen. Es waren nur noch wenige Meter, als er von hinten eine besonders große Welle ankommen hörte. Er kugelte sich so gut es ging zusammen, dann wurde er gepackt und aufwärts gehoben, schnell nach vorne getragen auf die Felsen zu, die bereits als zum Land gehörig betrachtet werden konnten, dann tat es einen Schlag und ihm war schwarz vor Augen.

Als Wolfram langsam wieder zu Bewußtsein, oder wie man das auch immer bei ihm nennen soll, denn der Schiffskoch, dessen vornehmliches Ziel die Vermehrung an Besitz und Ansehen war, hatte gar keine Zeit, über sich zu spekulieren, und wenn er sie gehabt hätte, dann hätte er keine Lust dazu gehabt, denn so etwas brachte einen bloß um den Schlaf und dann mußte man nächtelang lesen, wie seine Frau es tat, früher neben ihm, so daß ihn das Licht gestört hatte, jetzt für sich, als er jedenfalls wieder zu dem, was er war, kam, dachte er, er läge in seinem Bett unter dem Dach seiner Pension, die bald eine richtige Motel-Pension sein sollte, er dachte das, wie er es immer gedacht hatte, als er in seiner engen Kabine ohne Bullauge im Bauch des Schiffes wach wurde. Dann dachte er, das stimmt ja nicht, ich bin ja auf dem Schiff, aber auch das schien nicht zu stimmen, denn als er die Augen öffnete, wurde er durch die Sonne geblendet,

was ihn verwirrte, denn seine Kabine hatte ja kein Bullauge, und er fragte sich, wo er wohl sei, wollte sich regen und schrie, denn alle Knochen schmerzten ihn fürchterlich und schickten ihm den Schmerz bei der kleinsten Regung durch alle Nervenbahnen seines Körpers.

Auf sein Gewimmer hin kamen ein alter weißhaariger Mann mit einem Stoppelbart und eine schwarzhaarige üppige Frau mit dunklem Teint und dunklen Augen und leichtem Flaum auf der Oberlippe auf ihn zu. Die Frau, die eine graue Kittelschürze über einem schwarzen hochgeschlossenen Kleid trug, sagte etwas in einer fremden Sprache zu dem alten Mann, der brummte bloß, dann sprach sie Wolfram in ihrer Sprache an, die er aber nicht verstand. Trotzdem fragte er sie in seiner Sprache, wo er sei, woraufhin sie wieder in ihrer Sprache auf ihn einredete. So kam man nicht weiter.

Langsam erinnerte sich der Schiffskoch, was geschehen war, wie er am Ziergemüse geschnitzt hatte, als die Sirene ertönte, wie er in Panik aus dem Bullauge gesprungen war und wie die MS Helena mit leichter Schlagseite nach Steuerbord in Schlangenlinien von ihm weggefahren war. Ihm wurde klar, daß er nicht ertrunken oder erfroren oder an den Felsen zerschmettert worden war und daß er es geschafft hatte, er hatte sich gerettet. Allerdings ging es ihm hundeelend, er hatte Fieber und glühte, gleichzeitig fror er entsetzlich und hatte Schüttelfrost, so daß seine geschundenen Glieder, ständig geschüttelt, nicht aufhörten zu schmerzen. Er sagte sich, daß er wieder schlafen müsse, damit das aufhöre, und schloß die Augen. Wie bei einer Gebetsmühle kreisten ihm die gleichen absurden Gedanken durch den Kopf, Anschisse des Kochs und seines Bruders, seine Motel-Pension und die verdammte Grünanlage an der Riesel, die seine Expansion zu vereiteln drohte ... dann war er wieder weg.

Als er erneut aufwachte, war das Fieber gesunken. Er wußte nicht, wie lange er geschlafen hatte und überhaupt schon hier war und wo er hier war. Bang aus Orientierungslosigkeit und neugierig blickte Wolfram um sich. Er lag auf einer Couch hinter einem Küchentisch, die Wände waren aus mit Mörtel verfugtem Bruchstein, in der Ecke sah er einen Küchenherd, der mit Holz beheizt wurde, so ähnlich wie seine Mutter früher einen gehabt hatte, auf dem Bauernhof, als er noch ein Kind war. Durch ein Fenster schien die Sonne und die Haustür stand offen und gab den Blick auf eine trockene und staubige Landschaft frei, eine weitere Tür war geschlossen. Es gab Regale mit Lebensmitteln und Küchenutensilien, einen wuchtigen Schrank, auf dem ein alter Koffer lag, und in der Ecke hing eine Ikone, vor der eine Kerze brannte und in einem

Wasserglas vertrocknete Lorbeerzweige standen. Von der Ikone, die offensichtlich nicht zur Dekoration dort hing, sondern eine sakrale Funktion erfüllte, schloß Wolfram, daß er wohl in einem Land mit orthodoxem Glauben gestrandet war, ja, das mußte wohl so sein, dachte er, den Kurs des Kreuzfahrtschiffes rekapitulierend.

Die Frau war auch wieder im Raum und ging, als sie sah, daß er wach war, zu dem Herd, hantierte herum und kam mit einem dampfenden Teller zurück, setzte sich neben ihn auf die Kante der Couch und deutete ihm an, daß sie ihn füttern wollte. Wolfram war zu schwach, um sich aufzurichten, die Frau stellte den Teller auf dem Tisch ab, legte ihren Arm um seine Schultern, hob seinen Oberkörper an, wobei Wolfram vor Schmerzen ächzte, und keilte das Kissen zurecht, so daß er in halb aufgerichteter Stellung da lag und schlucken konnte. Die Frau nahm nun wieder den Teller, schöpfte den Löffel voll, pustete darauf, nahm Wolframs Hinterkopf in die Hand und führte den Löffel zu seinem Mund. Er schluckte. Die Suppe war ziemlich fett und versalzen, aber die Wärme tat ihm wohl. Er roch den Schweiß der Frau.

An eine Verständigung über die einfachsten gestischen Bedürfnisartikulationen hinaus war nicht zu denken, seine Retter beherrschten bloß ihr Landesidiom, ihr Haus lag wohl, so vermutete er, ziemlich abseits an der Küste und ein Telephon gab es nicht. Nach und nach legten sich Wolframs Schmerzen, er hatte sich bei seiner heftigen Landung keine Brüche, sondern nur Prellungen, Quetschungen und Schürfungen zugezogen. Nach ein paar Tagen konnte er aufstehen und vorsichtig ein paar Schritte machen. Er ging, von der Frau gestützt, vor das Haus. Die Sonne schien, es war ein mediterraner Wintertag, der an einen nordeuropäischen frühen Frühlingstag erinnerte. Wohin er schaute sah er nur steinige Landschaft, staubig und mit dürrem Gestrüpp bewachsen, an der einen Seite ging es zum Meer hinab und auf der anderen Seite sah er am Horizont eine Bergkette. Vor dem Haus lag ein angeleintes Schwein im Schatten eines Sonnenschirms. (...) Der Alte stand in der Gegend und hackte in dem Boden herum, dabei regelmäßig kleine Staubwolken aufwirbelnd. An der Vogelscheuche sah er die Reste seiner Rettungsweste hängen. Wolfram hätte nicht gedacht, daß es in der Region noch solche gottverlassenen Ecken geben würde (...)

Als er wieder einigermaßen fit war, überlegte Wolfram, ob er nicht einfach loslaufen sollte. Er hatte versucht, von dem Alten und der Frau, bei der es ihm nicht klar war, ob sie seine Frau oder seine Tochter oder beides war, herauszubekommen, wo und wie weit von hier der nächste Ort lag. Wenn er das Gerede und Gezeige recht verstanden hatte,

lag der nächste Ort ziemlich weit entfernt, hinter den Bergen am Horizont. Er war unschlüssig. Er begann, um das Haus herumzustreifen, aber da gab es nicht viel zu sehen. In einiger Entfernung standen eine handvoll knorriger Olivenbäume und zwischen den Steinen daneben waren Einmachgläser mit Kerzen darin aufgestellt, Wolfram hatte keine Ahnung wozu und fühlte sich zu dumpf, um sich zu wundern. Vor lauter Langeweile wollte er dem Alten beim Beharken des Bodens helfen, ohne zu wissen, für was das gut sein sollte. Er nahm sich eine Harke und machte einfach die Bewegungen des Alten nach. Es gab aber anscheinend doch Zweck, Ziel oder Plan bei der Tätigkeit, denn oft fuhr ihn der Alte an und gab ihm durch eindeutige Gesten zu verstehen, daß er sich wie der letzte Dorfdepp anstellte. Wolfram regte sich auf und schrie den Alten an, er hätte mal den Bauernhof von seinen Eltern sehen sollen, Schweine, Kühe, Hühner, Karnickel und dann noch die Felder, Getreide, Rüben und Kartoffeln, sogar einen kleinen Weinberg hätten die gehabt. Der Alte, der ihn nicht verstand, schüttelte bloß mit dem Kopf und harkte weiter. (...)

Einmal, als die beiden draußen waren, durchwühlte Wolfram vorsichtig alle Schubladen und Schränke. Er fand aber nichts, was ihm über irgend etwas, wo er war et cetera hätte Aufschluß geben können. Der Reisepaß des Alten fiel ihm in die Hände, er klappte ihn auf und betrachtete sich das Bild, dessen Aufnahme wohl schon einige Jahre zurücklag. Ihm blickte grimmig ein schwarzhaariger bärtiger Mann entgegen, und erstaunt stellte Wolfram eine vage physiognomische Ähnlichkeit mit sich selber fest. Auch er war inzwischen bärtig, noch schlimmer als der Karl.

Eines Morgens erwachte Wolfram und hörte die Frau in dem hinteren Zimmer laut klagen. Seitdem er hier war, schlief er auf der Couch in der Küche, er wurde anscheinend so hingenommen. Er stand auf, zog sich Hemd und Hose an und ging nach nebenan. Die Frau hatte sich quer über das Bett geworfen, in dem der Alte ausgestreckt lag. Was denn los sei, fragte er, in der Hoffnung, der Tonfall seiner Stimme würde den Sinn der Frage erkennen lassen. Die Frau sah ihn mit geschwellenen Augen an und deutete, irgend etwas sagend, auf den Alten. Wolfram trat hinzu und sah, daß er tot war. Er hatte seit dem Tod seines Vaters keine Leiche mehr gesehen und es schauderte ihn. Es drängten sich ihm weitere Fragen auf, aber er ließ es, weil er ja doch nicht verstanden werden würde und auch die Antworten nicht verstehen würde. Er trat noch einen Schritt vor und strich der heulenden Frau über das Haar. Die griff seine Hand und legte sie auf ihr Gesicht, das von den Tränen ganz feucht und klebrig war. Sie erhob

sich und lehnte sich schluchzend an Wolfram, der sich hilflos vorkam in der Situation und dann aus einem Impuls, der einer verschwommenen Erinnerung entsprang, seine Arme um sie legte. So standen sie eine Weile und Wolfram studierte über die Schulter der Frau hinweg den Leichnam des Mannes, der ihm in jungen Jahren ein wenig ähnlich gesehen hatte, er sah also, wie es ihm beim Betrachten schauernd in den Sinn kam, sich selber in einer Zukunft, in der er einmal tot sein würde. Tränen des Selbstmitleids traten ihm in die Augen, die die Frau wohl für solche der Anteilnahme halten mochte. Ein verknotetes weißes Tuch um den Kopf des Alten hielt seinen Mund zu und die Augen der Leiche waren geschlossenen (...) Der Mund, mit Gewalt geschlossen und zusammengekniffen, schien ihm zu drohen. Die Hände lagen gefaltet über der Decke auf seinem Bauch und umschlossen eines jener Kruzifixe, die über dem Querbalken noch einen kleinen Querbalken (die Schrifttafel) und darunter noch einen schrägen Balken (die Fußstütze) haben. Die Hände gefaltet über der Decke ... Die Hände auf die Decke! hatte seine Mutter immer befohlen, nach dem MüdebinichgehzurRuh (und heute treibt sie es selbst unter dem Zeichen des Kreuzes – pah!) ... Wolfram nahm tief Luft und roch den Körpergeruch der Frau, er drückte sie fester an sich und murmelte etwas von wegen das sei der natürliche Lauf der Dinge und das Leben gehe weiter und ähnliche Phrasen, denen er einen beruhigenden Tonfall zu geben versuchte. Er strich der Frau über die Haare und küßte sie auf die feuchte Wange. Sie beruhigte sich ein wenig und zog den Rotz durch die Nase hoch. Sie schmeckte salzig und ein wenig bitter, er strich ihr weiter über die Haare, sie sagte etwas und er küßte sie weiter, erreichte ihren Mund und dann fielen sie übereinander her, es ging ganz plötzlich und ganz schnell und sie lag dabei quer über den Beinen des toten Alten.

Wolfram erhob sich von ihr und zog seine Hose hoch, dabei vermeidend, auf den Alten zu blicken. Sie blieb noch einen Augenblick liegen, die Beine gespreizt, dann zog sie ihr Kleid herunter, erhob sich und sagte etwas in aufforderndem Ton zu Wolfram, was der natürlich nicht verstand. Daraufhin machte sie mit den Händen eine Geste, als halte sie einen Besen in der Hand, nein, es sollte kein Besen sein, denn sie hob zu den Handbewegungen einen Fuß, es sollte wohl ein Spaten sein. Wolfram nickte, verstand aber immer noch nicht, was sie wollte. Sie deutete mit dem Kopf auf den toten Alten, der etwas derangiert in seinem Bett lag. Jetzt fiel ihm der Groschen: er sollte ihn begraben. Und er fragte sich, ob sie ihn getötet hatte und die Leiche unauffällig beseitigen wollte, aber dann dachte er sich, wenn hier eh kein Schwein hinkommt, dann

kommt auch kein Beerdigungsunternehmen, und was soll man da anderes machen, als seine Toten selber unter die Erde zu bringen, bevor sie anfangen zu stinken. Den Gefallen konnte er ihr tun, schließlich hatten die beiden ihn gerettet. Die Frau winkte ihm, ihr zu folgen. Sie gingen raus, und Wolfram nahm sich von der Hauswand Spaten und Spitzhacke und folgte ihr. Gut zweihundert Meter von der Hütte entfernt, dort wo die handvoll Olivenbäume standen, deutete sie auf eine Stelle. Und zum ersten Mal bemerkte Wolfram, daß die Steine da besonders angeordnet waren. Deshalb also die Einmachgläser mit den Kerzen, das war ihr privater Gottesacker. Wer da wohl alles lag ... Sie beschrieb an einer bestimmten Stelle, die ihr schon vorher klar gewesen sein mußte, mit dem Absatz ihres Schuhs ein Geviert von ungefähr zwei mal einem Meter in den staubigen Boden und deutete darauf, wieder mit den Händen und einem Fuß die Spatengesten machend. Sie zeigte noch mit dem Finger auf ihn, damit das klar war, wer graben sollte und deutete durch eine Rührbewegung und einen Fingerzeig zwischen ihre Brüste an, daß sie derweil das Essen machen würde. Wolfram packte die Hacke, holte weit über die Schulter aus und ließ sie mit aller Wucht, zu der er fähig war, in den Boden krachen. Er merkte in seinen Fäusten den Widerstand, kaum eine handvoll Erde hatte er gelockert, der Boden war furztrocken und knochenhart, das würde ein schönes Stück Arbeit werden.

Nach zwei Stunden elender Plackerei war die Grube etwa einen halben Meter tief ausgehoben, aber das langte noch nicht, das sah Wolfram ein, beim besten Willen nicht, schließlich hatten sie ihn gerettet. Die Frau rief ihn zum Essen. Es gab die Reste von dem gestrigen Huhn und wieder diese Reispampe, dazu von dem harzigen sauren Weißwein. Wolfram überlegte, ob er einmal kochen sollte, schließlich war er Koch, aber er wußte nicht was und womit. Nach dem Essen war er schläfrig und versuchte der Frau klarzumachen, daß er sich erst eine Runde aufs Ohr hauen würde, bevor er weiter graben würde. Die Frau nickte, stand auf und begann, den Tisch abzuräumen. Bevor sich Wolfram auf die Couch legte, machte er die Tür zu der Totenkammer zu, das irritierte ihn doch. Er trat sich die Schuhe von den Füßen, streckte sich auf der Couch aus und schloß die Augen. Aber kaum daß er die ersten Wogen eines von tiefster Müdigkeit herangezogenen Schlafes angenehm anrollen spürte, merkte er, daß etwas an seiner Hose herumnestelte. Er schlug mühsam die Augen wieder auf und sah die Frau. Bevor er sie abwehren konnte saß sie bereits auf ihm und wackelte los. Wolframs

Fleisch machte mit, er jedoch war müde und wollte nur ein wenig schlafen, aber sie kannte kein Pardon ...

Es dämmerte bereits, als Wolfram beschloß, nun sei die Grube auch für den Fall herumstreunender Aasfresser tief genug. Er kletterte heraus und ging zu der Hütte. Die Frau hatte ihr wohl bestes schwarzes Kleid angelegt, einen Schleier über dem Gesicht und ein Gebetbuch in der Hand. Wolfram folgte ihr in die Kammer und sah, daß sie den Alten in Laken eingenäht hatte. Naja, dachte Wolfram, in der Not, schmeckt die Wurst auch ohne Brot. Und wo hätte er auch die Bretter für einen Sarg hernehmen sollen ... Er deutete ihr an, sie solle ihn an den Füße nehmen, aber sie sträubte sich heftig und schüttelte mit dem Kopf. Wolfram fluchte, wollte sich den eingenähten Alten unter dem Geschrei der Frau über die Schulter werfen, aber das war ihm zuviel, nach dem ganzen Graben und der anderen Schinderei. Es war ihm jetzt egal, er ging vor das Haus, nahm die Schubkarre und bugsierte sie in die Kammer. Die Frau schrie erneut entsetzt auf, Wolfram schrie zurück, was er denn machen solle, wenn sie nicht anpacken würde, sie schrie weiter und weiter irgendwelche Worte, bis Wolfram die Schubkarre absetzte und ihr eine schallende Ohrfeige verpaßte. Mit dem Schlag hörte sie auf zu schreien und wimmerte nur noch leise, seine Hand hatte einen roten Flecken auf ihrem dunklen Teint hinterlassen, an dem man andeutungsweise die Abdrücke seiner Finger sehen konnte. Na also, sagte Wolfram, es ginge doch, schob die Schubkarre neben das Bett, rollte den eingenähten Alten rein und keilte ihn so zurecht, daß er ihn rausschieben konnte. Rettung hin oder her, dachte er, der spürt das sowieso nicht mehr, wenn er das heute morgen schon nicht mehr gespürt hat. Die Frau folgte ihm in einigem Abstand.

Draußen stellte Wolfram die Schubkarre neben der Grube ab, während die Frau die Friedhofslichter in den Gläsern anzündete. Es war eine stockfinstere Nacht und die roten Lämpchen beleuchteten alles nur undeutlich. Wolfram stellte sich neben die Karre und faltete seine Hände vor seinem Geschlecht, als ob er beim Freistoß in der Mauer stehen würde. Leise vor sich hinfluchend tat er so, als würde er beten, während die Frau aus dem Gebetbuch, das sie sich mit einer Kerze in der anderen Hand beleuchtete, irgend etwas halb singend vorlas. Irgendwie mußte Wolfram an Weihnachten denken, wegen des Singsangs der Frau und der Nacht mit den roten Lichtern. Tränen der Rührung stiegen in seine Augen, als er an seine Kinderzeit dachte und daran, wie entsetzt er gewesen war, als HannaH ihm eröffnet hatte, sie mache sich nichts aus diesem ganzen rührseligen Kitsch. Später, als Klaus dann da war, hatte sie doch eine

Weile mitmachen müssen, ihn, Wolfram, aber dann eines Tages vor Klaus' Augen als Weihnachtsmann enttarnt, was der Kleine sogar noch lustig fand. Aber dann, als das Kind während der Zeit der größten Kräche immer weinen mußte, hatte sie ihm doch eine Figur vorgegaukelt, die es gar nicht gab: den Sesylus. Mußt nicht weinen, mein kleiner Liebling, der große Sesylus wird kommen und alles wieder gut machen. So ein Quatsch.

Die Frau hielt wie am Morgen Wolframs Tränen für solche der Trauer, ging auf ihn zu und küßte ihn schmatzend auf den Mund. Eh sie auf dumme Gedanken kommen konnte, packte Wolfram die Schubkarre. Die Frau erriet seine Absicht und wollte wieder zetern, aber Wolfram setzte die Karre ab und erhob drohend seine Hand, was sie sofort zum Verstummen brachte. Dann griff er erneut nach der Karre und kippte den toten Alten in seinem Laken wie einen Sack Zement in die Grube, worin der mit einem dumpfen Schlag landete. Dann griff er sich die Schaufel und begann, die Erde, die auf einem Haufen neben der Grube lag, auf ihn draufzuschaufeln, während die Frau heulend ins Haus rannte. Immer wenn Wolfram eine Lage Erde reingeschaufelt hatte, sprang er in die Grube und stampfte sie hin- und herhüpfend fest, Verdichten nannte er das für sich, was wohl auch die richtige Bezeichnung dafür war. Er tat das Verdichten mit einer verbissenen Wut, die fast so etwas wie eine dunkle Freude war.

Als er ins Haus kam, hatte die Frau das Bett in der Totenkammer frisch überzogen und machte Wolfram mit allerlei Gesten klar, daß er ab jetzt mit ihr hier schlafen würde. Wolfram graute es vor des toten Mannes Kiste, aber er war zu müde, um sich zu wehren und ließ sich einfach mit seinen dreckigen Klamotten und den Schuhen voller Erde auf die weißen Laken fallen. Die Frau schimpfte etwas und machte sich dann daran, ihn auszuziehen. Da schlief Wolfram bereits und wurde erst wieder wach, als sie über ihn herfiel.